



HERBERT BECKMANN
Die indiskreten Briefe des
Giacomo Casanova

Ein Roman aus dem alten Preußen



Original

GMEINER



*Berlin, Hôtel de Paris,
Montag, 4. Juni 1764, kurz vor Mitternacht*

WAS FÜR EINE KLUGE IDEE von Ihnen, Madame, mir Ihre geschätzte Freundin als Adressatin zu nennen! ›Die abgeschickten Zeichen nehme eine geeignete Dienerin in Empfang‹, riet schon der Dichter der *Liebeskunst*. Für ihren galanten Dienst soll Ihre Vertraute nicht nur meinen Brief an Sie, liebe Freundin, sondern auch meinen herzlichsten Dank empfangen. Ich bewundere Ihre Vorsicht und Raffinesse, Madame. Am allermeisten aber Ihre Großzügigkeit: Wie werde ich Ihnen jemals danken können – wenn nicht in natura? Wozu leider derzeit nicht die geringste Hoffnung besteht. Sie, Madame, sind auf lange Sicht, wie Sie schreiben, in Dresden gebunden. Und mich halten meine Verpflichtungen, vielmehr meine Hoffnungen (von Begierden jedoch zu schweigen) in Preußens Hauptstadt fest. Und wer weiß, wie lange?

Und doch bin ich dankbar: Ich wäre nicht hier, hätte mich Ihr äußerst großzügiger Wechsel nicht gerade noch rechtzeitig in Braunschweig erreicht. Die Summe macht mich betroffen. Der Wechsel bewahrte mich vor dem Zorn der Meute und, schlimmer noch, vor der Unverzeihlichkeit, in Gesellschaft schlecht gekleidet zu sein. Ich hatte bereits allen Schmuck und Putz von Wert versetzt, sodass meine Garderobe nur noch aus einem Sommeranzug (Kammgarn, mit Goldknöpfen, aber ohne Spitzenbesatz) und einer Garnitur aus geblütem Samt für den Winter bestand. Dazu ganze drei Paar Spitzenschuhe und variable Silberschnallen im Etui.

Verschiedene Handwerker und Geschäftsleute in Braunschweig – Schneider, Schuster, Perückenmacher,

leberwurstgraue Stümper, die sich für Künstler hielten – scharrrten bereits mit ihren Schweinsfüßen, lärmten und wünschten mir gewiss schon den Bruder Scharfrichter an den Hals, als sie bemerkten, dass ihre bereitwilligen Vorleistungen am Ende unbezahlt bleiben könnten. Dabei hatten sie *mich* gebeten, sie zu beschäftigen, nicht ich sie.

Sie setzten mich fest, stellen Sie sich vor, in meinem gemieteten Zimmer! Das schlichte Haus hieß ›Zum Hirschen‹, mehr als unverständlich, da der Wirt, ein Mann mit schlaffem, übersättigtem Gesichtsausdruck, ein offenkundiger Esel war.

Sei's drum. Schon der Anblick Ihres Wechsels, Madame, und die magische Adresse der Bank von Amsterdam genügten, um mich unter Katzbuckeln freizulassen und nun sogar weitere Aufträge von mir zu erwarten. Ich entschloss mich, diese Erwartungshaltung aus erzieherischen Gründen zu enttäuschen und mich stattdessen dem Schutz von Nacht und Nebel anzuvertrauen. Zwei frische Mietpferde und ein halb betrunkenener Postillon waren mir behilflich, mit Extrapost zu entkommen.

Der Wohlstand, Madame, den wir doch beide nicht verachten, in der Hand von Leuten, die ihr Haupt zugleich für die geistige Hauptstadt halten, ist schlicht zum Davonlaufen.

Gleichwohl, die Fahrt nach Berlin war alles andere als eine Offenbarung. Oder sagen wir: trist. Ein Bedienter steht mir nicht zur Verfügung, seitdem mich Noël in Hannover verlassen hat. Ich tröste mich damit, dass es nicht wegen des (fehlenden) Geldes war, sondern wegen einer Frau. Ich reiste also allein, schlief allein, bedenken Sie, ohne eine Frau, die mich oder doch wenigstens einen Teil von mir gnädig ummantelt hätte.

So rollte ich in meiner Kutsche durch die norddeutschen Ebenen, aus denen selbst die kleinste Erhebung in die Ostsee geweht worden ist. Die Krönung waren schließlich die erbärmlichen Wege auf dem preußischen Sandboden! Sie sorgten dafür, dass ich drei Tage brauchte, um achtzehn deutsche Meilen zurückzulegen. Preußen ist in der Tat ein Land, dessen Reichtum buchstäblich am Boden liegt. Nach dem großen bösen Schlesischen Krieg, in den Friedrich halb Europa gestürzt hat, versinkt die ohnehin schon mit dem deutschen Phlegma belastete Bevölkerung in Armut und Hoffnungslosigkeit. Allenthalben begegnen einem hierzulande Friedrichs Kriegsversehrte und ihre Familien als bettelnde und hungernde Kreaturen. Zerfetzte, ausgemergelte Gestalten, die nur entfernt an Menschen erinnern, mit Gesichtern ohne Zukunft oder auch nur den Glauben daran. Kaum vorstellbar, dass aus Preußen jemals ein wohlhabendes Land werden wird, aber wenn doch, so ganz gewiss unter Ausschluss seiner Bevölkerung.

Pardon, Madame, mich ergreift zuweilen die Schwermut. Ich langweile Sie mit der preußischen Magerkeit, dabei befinde ich mich längst im üppig schwellenden Berlin, wo man geschickterweise das Betteln verboten hat. Ich logiere im Hôtel de Paris, einem kleinen, aber vornehmen, zentral in der Stadt gelegenen Haus, das unter den Berlinern kurioserweise als das ›Drei Lilien‹ bekannt ist, weil es drei in Stein gemeißelte Exemplare dieses hübschen Gewächses über seinem Hofdurchgang zur Schau trägt. Der Künstler hat es jedoch mit der Eleganz der Form nicht allzu genau genommen, sodass die Lilien auch als originelle Tore der Stadt Paris durchgehen würden. Der Hauswirtin, Madame Rufin, ist das egal. Hauptsache, das Hotel ist belegt, was der Fall zu sein scheint.

Apropos Madame Rufin. An dieser Stelle ein Wort zu meiner Wirtin, damit Sie wissen, in wessen geschäftigen Händen ich mich derzeit befinde. Sie ist die kleine, aber resolute Tochter eines Hugenotten, der bereits vor fünfzig Jahren gnädig-tolerante Aufnahme in Berlin gefunden hat. Sie ist eine Frau in ihren Vierzigern, von echt französischer Liebenswürdigkeit und zugleich holländischer Geschäftstüchtigkeit, wie sie nach meiner Ankunft sogleich unter Beweis stellte. Madame Rufin hält Table d'hôte, bot mir jedoch an, auf meinem Zimmer zu speisen, falls ich dies wünschte – und bereit sei, für diesen Service das Doppelte des Preises zu zahlen. Der Vorschlag amüsierte mich. Denn erstens wünschte ich keineswegs allein zu speisen und zweitens erschien mir die Aussicht, für die Geselligkeit und Unterhaltung durch die Gegenwart einer anregenden Tischgesellschaft auch noch durch Preisnachlass entlohnt zu werden, doppelt verlockend.

Ich bezog zwei schöne Zimmer, beide hübsch, aber nicht aufdringlich mit Papier beklebt, das eine blau-weiß, das andere grau (›die Elle zu zwölf Groschen bei Zelter in der Münzstraße‹, wie sich meine mauskleine, elefantenkluge Wirtin nicht enthalten konnte zu betonen). Das Wohnzimmer mit feinem Schreibtisch aus Nussbaum (›à l'anglaise‹), von unten bis oben mit Schubladen versehen wie die darunter befindliche, hohl gebogene Kommode (›fünfzig Taler‹); zudem ein Canapé mit Armlehne und dezent geblütem Plüsch sowie ein Tisch, darauf die hübsche Nachahmung einer französischen Tafeluhr, auf deren Gehäuse ein molliges Ährenmädchen sein schweres Haupt stützt. Erwähnte ich schon die zwei Stühle ›aus bestem englischen Rohr‹? Im Schlafzimmer ein schlichtes eichenes Bett mit roten Gardinen. Die Bettdecke papageien-

grün mit hübschen Chinoiserien im Mittelstück: Kolibris, die erstaunlich kräftigen Schwänze in unschuldig luftiger Höhe, die zierlichen Schnäbel jedoch sündhaft tief in Blütenkelchen vergraben, deren Duft man geradezu einzuatmen glaubt, süß wie Feigen oder doch eher salzig wie die Früchte des Meeres, was gäbe ich um Ihre Meinung, Madame!

Ein englischer Spind mit Spiegeltüren komplettiert das Bild zu meiner vollen Zufriedenheit. Doch der zierliche Pot de chambre aus Porzellan könnte, mit Verlaub, vor lauter Entzücken das Fass zum Überlaufen bringen, er ist weiß-blau, mit roten und blauen Blumen darauf, goldfarben umrandet, als wär's das Nachttöpfchen vom Jesuskind, wenn wir Grünewalds Altar in Isenheim glauben dürfen.

Madame Rufin scheint äußerst umtriebig zu sein und war bereits so freundlich, mich als Chevalier de Seingalt meinen Wohnungsnachbarn vorzustellen.

Die Zimmer zu meiner Linken bewohnen ein Baron Hans Georg von Ribbeck und sein Sohn. Der Vater ist ein massiger, bejahrter, äußerst missmutig wirkender Mann mit einem Kopf wie ein Vierkant unter einer gräulich gepuderten Zopfperücke. Der Sohn zurückhaltend, aber freundlicher im Ausdruck und von natürlicher Ausstrahlung, auch was das Haar betrifft, denn er trägt sein eigenes zuoberst. Sein Gesicht ist ohne Höhen und Tiefen, Ecken oder Kanten, abgesehen von tief liegenden dunklen Kuhaugen und zwei auffälligen Warzen, die als Nagelköpfe die große Nase am Gesicht festhalten.

Die beiden Herren kommen aus der näheren Umgebung Berlins. Der Zweck ihres Aufenthalts in der Hauptstadt ist jedoch etwas ungewöhnlich: Sie suchen den Schwiegersohn respektive den Schwager.